

# **Woran ist das Kind in Goethes „Erlkönig“ gestorben? – Anmerkungen über die Entstehung von Religionen und über die Existenz „Gottes“<sup>1</sup>**

Die Frage nach Erscheinungsformen und Funktion von Aberglauben, Magie und Religion führt in die Randbereiche der Wissenschaft. Es sind Bereiche, wo nicht immer genau auszumachen ist, ob man als Wissenschaftler hier noch reden darf oder ob man sich bereits auf Territorien befindet, auf denen für den Wissenschaftler wie für jeden Menschen das Schweigen vielleicht die angemessenste Form der Aussage wäre. Man wird also sehr auf der Hut sein müssen, zumal nach Kants Ansicht die menschliche Vernunft einen natürlichen Hang hat, die Grenzen ihres Zuständigkeitsbereichs zu überschreiten (1787, 670). Auch die Anmerkungen im Anschluß an Goethes „Erlkönig“ bewegen sich in diesem gefahrenreichen Gebiet und sind sich weder ihrer Tragfähigkeit noch überhaupt ihrer wissenschaftlichen Legitimation stets sicher.

Goethe hat die Erlkönig-Ballade, die wie kaum eine andere unter Schülerunmut zu leiden hatte, 1782 geschrieben (Goethes Werke Bd. 1, 482). Es gab wohl einen konkreten Anlaß, ein Erlebnis, das Goethe auf einem abendlichen Ritt nach Tiefurt, nordöstlich von Weimar, hatte. Er hatte Fritz, den jungen Sohn der Frau von Stein, zu sich aufs Pferd genommen (Hartung, E. J. 94f.). Der literatur-historische Anknüpfungspunkt war Johann Gottfried Herders Übersetzung der dänischen Volksballade „Erlekönigs Tochter“. Nach der Kommentarliteratur habe Herder, der „ellerkonge“, den Elfenkönig, fälschlich mit „Erlkönig“ übersetzt und den Elfenkönig damit in die Reihe der mit den Bäumen verbundenen Geister einbezogen hätte, mit dieser Ballade auf die dänischen Ursprünge der Naturmagie hinweisen wollen (Hirschenauer, R. u. a. 1968, 159f.). Goethe habe dieses Thema aufgegriffen, weil ihn – wie er es auch in der Ballade vom „Fischer“ bereits ausgedrückt hatte (a.a.O., 154ff.) – die Ambivalenz der Natur, ihre Schönheit, ihre Attraktivität, aber auch ihre Bedrohlichkeit faszinierte (Bauer, J. u.a. 1972, 112f.). Wenn der „Erlekönig“ auch abgegriffen erscheint, abgeritten in langen Schulstunden, interpretiert und zensiert in Millionen Schülerauf-

sätzen, diese Ballade bleibt gleichwohl Erzählung und Paradigma von hohem Rang.

Die erste und letzte Strophe schildert in wenigen Strichen die Szenerie und den Ausgang des Dramas, die Entwicklung des Geschehens wird in den sechs Zwischenstrophen durch die unverbunden aneinandergereihten Aussagen des Erbkönigs und durch den Dialog zwischen Vater und Sohn wiedergegeben:

### *Erbkönig*

*Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?  
Es ist der Vater mit seinem Kind;  
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,  
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.*

*Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? –  
Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht?  
Den Erbkönig mit Kron und Schweif? –  
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. –*

*„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!  
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;  
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,  
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“*

*Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,  
Was Erbkönig mir leise verspricht? –  
Sei ruhig, bleib ruhig, mein Kind;  
In dürren Blättern säuselt der Wind. –*

*„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?  
Meine Töchter sollen dich warten schön;  
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,  
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“*

*Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort  
Erbkönigs Töchter am düsteren Ort? –  
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau:  
Es scheinen die alten Weiden so grau. –*

*„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;  
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“  
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!  
Erbkönig hat mir ein Leids getan! –*

*Dem Vater grauset, er reitet geschwind,  
Er hält in Armen das ächzende Kind,  
Erreicht den Hof mit Müh und Not;  
In seinen Armen das Kind war tot.*

## 1. Was hat sich hier abgespielt?

Der Sohn, geängstigt durch die neblige Nacht – die wundersame Nacht ist ein Leitmotiv der Epoche des Sturm und Drang (*Hirschenauer, R. u.a. 1968, 159*) –, verknüpft die flüchtigen und vagen Eindrücke, die aus der Dunkelheit auf das Auge und das Ohr treffen, zu einer Szenerie beängstigender Bilder, Verlockungen und Drohungen. Der Vater, den Sohn in der ungewohnten Dunkelheit eng geborgen, bemerkt die Ängstlichkeit des Sohnes und versucht, ihn zu beruhigen. Er sucht zu erklären, daß die Angst unbegründet, daß der Sohn Trugbildern aufgesessen sei. Die enge Geborgenheit bei dem Vater, dessen gutes Zureden, der schließlich fluchtartig beschleunigte Ritt bleiben vergeblich. Der Sohn war gestorben, noch ehe der Vater das Ziel des Rittes erreicht hatte.

## 2. Woran ist das Kind gestorben?

Nimmt man die Ballade als schlichten Bericht und nicht als doppelbödiges Paradigma, ließe sich vermuten, der Junge ist an einer unbehandelten Hirnhautentzündung gestorben, die mit Bewußtseinsstörungen, wie sie im Erlkönig geschildert sind, einhergehen kann. Ebenso könnte auch eine unbehandelte fieberige Lungenentzündung, die den Sohn zu Fieberphantasien getrieben hat, die Todesursache gewesen sein (mdl. Mitteilung Dr. G. Hetzel, Röthenbach).

Nimmt man mit der Kommentarliteratur den „Erlkönig“ als Paradigma des ambivalenten Charakters der Natur, dann ist der Tod des Kindes im „Erlkönig“ ein Gleichnis der Verlockungen, mit der die Natur uns an sich bindet, wie aber auch ein Gleichnis der unentrinnbar tödlichen Abhängigkeit, die mit der Bindung an die Natur gegeben ist (*Bauer, J. u.a. 1972, 112f.*).

Aber wie immer Goethe den „Erlkönig“ verstanden wissen wollte, man kann den „Erlkönig“ auch als Paradigma für den Verlauf der größten geistigen Bewegung des 18. Jhs. nehmen, für die Aufklärung, noch genauer, für die Pädagogik der Aufklärung.

Die Aufklärung war der Versuch, sich und anderen diese Welt als etwas Intelligibles, nach den Gesetzen des logischen und kausalen Denkens Geordnetes begreifbar zu machen. Über die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten der Natur und des Kosmos sollte der Mensch selbständiger werden und sich aus den Fängen des Aberglaubens, magischer Praktiken und irrationaler Religiosität befreien (vgl. *I. Kant 1784*).

Es ist für die ausgehende Aufklärungszeit und für den Kampf gegen den Aberglauben charakteristisch, daß *Joh. Heinrich Pestalozzi* 1804 in einer Marginalie – fast triumphierend – notierte: „Der Aberglaube, dieses schreckliche Ungeheuer, das so viel Elend unter die Menschen brachte, ist in seinem verborgensten Winkeln angegriffen und hat nicht nur seine tyrannische Herrschaft verlohren, sondern darf sich noch kaum ohne Gefahr der Verachtung in den entlegensten Hütten zeigen“ (1927ff. Bd. 17, 102). Sicher war es nur ein Teilsieg, den Pestalozzi damit verkündigt hatte, ein Teilsieg nur in bestimmten Bildungsgeschichten und Regionen, weder weltweit noch in allen Verhaltensbereichen. Aber schließlich war es zentrales Ziel der Aufklärung, den Menschen aus allen irrationalen Bindungen zu lösen und ihn so aus seiner – wie *Kant* (1784, 1) sagt – selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien.

Weil man sich den Prozeß der Aufklärung nur als einen die gesamte Menschheit betreffenden Umerziehungsprozeß vorstellen konnte, waren gerade die Pädagogen in diesen Prozeß einbezogen. Das 18. Jahrhundert war wie bisher kein anderes ein Jahrhundert der Pädagogen. In Aufsätzen und Appellen, in nahezu jedem Schulbuch ist insbesondere der Kampf gegen die vieltausendköpfige Hydra des Aberglaubens aufgenommen, der Kampf gegen Astrologie und Alchemie, gegen außersinnliche Wahrnehmung und Telekinese, gegen Spuk und Hexerei, gegen Hellsehen und gegen den bösen Blick, gegen Geister und Reliquien, gegen Zauberei und Wundergläubigkeit.

Der Erbkönig erscheint wie ein Musterbeispiel aufklärerischer Pädagogik:

Das Kind glaubt, den Erbkönig zu sehen, „mit Kron und Schweif“.  
Der Vater klärt auf: „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif“.  
Der Sohn vermeint, die verlockende Stimme des Erbkönigs zu hören.  
Wieder reagiert der Vater aufklärerisch:  
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,  
in dürren Blättern säuselt der Wind“.

Der Sohn beharrt, er sieht doch „Erbkönigs Töchter am düstern Ort“.  
Der Vater bleibt Aufklärer und bekräftigt:  
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh’ es genau:  
es scheinen die alten Weiden so grau“.

Sicher hatte der Vater – der Vertreter der Aufklärung – recht. Da waren nichts als der Wind, alte Weiden und Nebelstreifen. Aber wie war es mit

dem Erfolg dieser Aufklärung bestellt? Der „Erlkönig“ ist ein Gleichnis gescheiterter Aufklärung, ein Gleichnis scheiternder Pädagogik der Aufklärung. Der Sohn stirbt, obgleich aufgeklärt, an unnützer, unbegründeter, bloß vorgestellter Angst.

**3. Doch wie kommt es, daß das Kind an dieser, für den Aufklärer eigentlich unbegründeten Angst sterben konnte? Woher nimmt diese rational unbegründete Angst ihre Gewalt?**

Es sind wenigstens drei Faktoren, die hier zusammenwirken. Es ist zunächst die Fähigkeit der Gestaltwahrnehmung, die uns lückenhafte Reize zu einem Ganzen zusammenfassen und Reizangebote im Sinne unserer präferierten Vorstellungen interpretieren läßt. Es war die Gestaltwahrnehmung, die den Knaben in den nebelverhangenen, knorrigen Weiden Geistergestalten und im säuselnden Wind die Stimme des Erlkönigs erkennen ließ (Rock, I. u.a. 1991, 70). Gestaltwahrnehmung ist eine elementare Voraussetzung unserer Erkenntnisfähigkeit (vgl. I. Eibl-Eibesfeldt 1984, 64ff.). Sie liefert uns entweder auf Grund genetischer Vorgaben oder auch auf Grund zusätzlicher Lernerfahrungen Hypothesen, nach denen wir die ungeheure Fülle der auf uns eindringenden Reize zu ordnen versuchen.

Dieses Hypothesenangebot für die Interpretation unserer Umwelt, hängt aber einerseits von den dominierenden, bereits interpretierten Reizmustern der Umwelt ab (vgl. Suchbilder: Fliegenragwurz auf der Waldwiese), andererseits von der jeweiligen Stimmungslage des Wahrnehmenden. Dunkelheit und Nacht setzen die Orientierungsfähigkeit des Menschen, der in großem Umfang auf optische Wahrnehmung angelegt ist, herab und verunsichern ihn in einer Weise, daß die Ethologie von einer ausgeprägten generellen „Nachtangst“ des Menschen spricht (I. Eibl-Eibesfeldt 1984, 667, 828).

Durch diese ängstliche Gestimmtheit, die in biologischer Hinsicht höhere Wachsamkeit gegenüber drohenden Gefahren sichern soll, entsteht eine große Bereitschaft, Wahrnehmungshypothesen zu bevorzugen, die dieser Stimmungslage entsprechen. Haben wir dann noch hinreichende Distanz zu unserer eigenen Gestimmtheit, verwerfen wir alsbald die Angsthypothese zugunsten der objektivierbaren Gegebenheiten. Der Sohn im „Erlkönig“ hatte diese Distanz offenbar nicht mehr.

Die Gestaltwahrnehmung und die Nachtangst reichen aber noch nicht aus, den Tod des Kindes zu erklären. Denn es ist ja denkbar, man wäre dem nächtlichen Gegner gewachsen. Der Junge war seinem Gegner aber nicht gewachsen. Neben der Gestaltwahrnehmung und der Nachtangst waren an diesem spukhaften Erleben auch Verhaltenselemente beteiligt, die mit dem Phänomen der Höherdifferenzierung zusammenhängen. Es ist offenbar eine durch alle Klassen von Lebewesen beobachtbare Fähigkeit, auf „übernormale Objekte“, d.h. auf Reizkonstellationen, die den bisherigen Erfahrungsbereich des jeweiligen Tieres in einem gewissen Umfang übersteigen, besonders intensiv zu reagieren (vgl. *M. Liedtke*, 1976, 265f.). Das gilt für positive wie für negative Signale. Nur durch ein solches Reizschema, das ein Tier unabhängig von seiner konkreten Erfahrung auf „übernormale Objekte“ (vgl. *I. Eibl-Eibesfeldt* 1969, 96ff.) positiver reagieren läßt, ist evolutiv sichergestellt, daß eine Höherdifferenzierung, die sich als gegenläufig zum Entropiesatz beschreiben läßt, möglich ist (vgl. *M. Liedtke*, 1976, 266). Für den Humanbereich läßt sich aus dieser Fähigkeit erklären, daß der Mensch sich mit Hilfe seines Vorstellungsvermögens immer neue Situationen und Personen ausdenken kann, die seine Erfahrungsmöglichkeiten bis ins Unendliche überschreiten, auf die er gleichwohl in höchstem Maße positiv oder negativ reagiert. Er kann sich so eigene Reizkonstellationen schaffen, mit denen er Bedürfnisse befriedigt, die seine Erfahrungen überschreiten und insofern „transzendierenden“ Charakter haben. Der Sohn im „Erlkönig“ erschrickt vor einem, die menschlichen Kräfte übersteigenden Erlkönig. Dieser Erlkönig tut ihm „ein Leid's“ an. Da hilft schließlich weder die Nähe des Vaters noch dessen Aufklärung.

Wenn man jetzt noch einmal fragte, woran das Kind im „Erlkönig“ gestorben ist, müßte man sagen: Der Junge ist gestorben, weil er sich, geängstigt durch Nacht und Dunkelheit, mit Hilfe der Gestaltwahrnehmung und unter dem Druck elementarer Bedürfnisse die Natur transzendierende Gestalten schuf und seine Ängste so – durch positive Verstärkungen – bis in reale Todesängste steigerte.

4. Das Scheitern einseitig rationalistisch-aufklärerischer Formen der Lebensbewältigung wird aber auch an dem schließlichen Verhalten des Vaters deutlich.

*Warum grauset's dem Vater?*

Die Gründe könnten auf mehreren Ebenen angesiedelt sein.

- a.) Zunächst könnte er sich seiner eigenen Aufklärung nicht mehr sicher sein. Die zunehmende Angst des Kindes, die Sicherheit mit der das Kind den Erlkönig und seine Töchter erfährt, können auch dem Vater die kontrollierende Distanz zwischen Wahrnehmung und Werten nehmen und können verhindern, daß er sich in dieser zu Ängsten verführenden Szenerie von allen Anwandlungen der Angst fernzuhalten vermag.
- b.) Aber ein anderer Grund liegt näher. Selbst wenn der Vater die Rolle des Aufklärers unbeirrt durchspielt, muß er erkennen, daß seine Aufklärung den Sohn nicht erreicht, daß das Mittel der Aufklärung gegen die elementaren Ängste des Sohnes nichts fruchtet. Er sieht das Leben seines Kindes bedroht und weiß – außer durch blinde Eile – nicht mehr zu helfen. Keine Hilfe zu wissen gegenüber Menschen, die man in gewisser Hinsicht höher schätzt als das eigene Leben, ist eine Situation elementarster Angst und Sorge.
- c.) Ein dritter Grund: Der aufklärerische Vater hätte versuchen können, seine eigenen Ängste zu analysieren und sich dadurch neuen Freiraum zu verschaffen, wie er zuvor mit seinem Sohn verfahren war. Er hätte sich sagen können, es sind nur zufällige, in meiner spezifischen Evolution entwickelte Wahrnehmungsschemata, die mir die Welt in genau dieser Weise vorgeben, und es sind nur relativ einfach zu beschreibende physiologische Prozesse, die meinen Puls beschleunigen und mich so etwas wie Angst und Sorge empfinden lassen. Bei veränderter Reizlage werden sich die Angstzustände wieder geben. Eben diese aufklärerische selbstbezügliche Reflexion ist nur in engen Grenzen möglich. Sie versagt faktisch, wenn die Emotionen, ob Schmerz, Angst, Trauer oder Freude, einen so hohen Aktivationsgrad erreichen, daß rationale Prozesse abgeschaltet sind und unser Verhalten nur mehr reflektorisch oder automatisiert abläuft.

Die selbstbezügliche Reflexion, ohne die Aufklärung nicht möglich ist, versagt aber grundsätzlich, weil wegen der Unmöglichkeit eines regressus in infinitum schließlich ein Restbestand elementarer Wertungsschemata und

Antriebsmuster unaufklärbar, d.h. zwar hinterfragt, aber nicht beantwortbar, verbleiben muß.

Es könnte also den aufklärerischen Vater grausen, weil er erkannt hat, daß die Aufklärung zwar vieles zu beantworten weiß, daß sie aber, da sie sich selbst nicht hinterfragen kann, schließlich auch nur funktionabel ist, wenn sie bestimmte Voraussetzungen – nicht nur des Erkenntnisvermögens, sondern aller elementarer Wertungen – unhinterfragt gelten läßt. Die Voraussetzungen von Aufklärung sind damit, wenn nicht irrational, so doch übrational.

In dieser Deutung wäre der „Erk König“ in der Tat auch Kritik an naivem Aufklärungseifer (vgl. Unterrichtshilfen 1985, 123).

## 5. Was hat Goethes „Erk König“ mit der Frage nach der Entstehung von Religionen und mit der Frage nach der Existenz „Gottes“ zu tun?

Mit dem „Erk König“ nimmt *Goethe* ein Thema auf, das offensichtlich zu den kulturübergreifenden Themen aller Völker zählt: der Glaube an Kräfte und Wesenheiten, die menschliche Möglichkeiten weit übersteigen und die mit den Mitteln des menschlichen Intellekts, insbesondere mit den Kategorien kausalen Denkens, nicht zu erfassen sind (vgl. *Brugger*, W. 1950, 260).

*Worin liegen die ethologischen Gründe für die transkulturelle Verbreitung solcher „religiöser“ Vorstellungen?*

„Religiöses Verhalten“ hängt vermutlich mit wenigstens drei Komponenten zusammen:

- a.) Eine Komponente religiösen Verhaltens ist wohl die Erfahrung der beständigen Diskrepanz zwischen den Bedürfnissen des Menschen einerseits und seinen Realisierungsmöglichkeiten andererseits, das heißt die Erfahrung der Unzulänglichkeit des Menschen. Ein idealtypisch gedachter Zustand höchster Vollkommenheit würde „religiöse Vorstellungen“ überflüssig machen. Denn eben dieser Zustand ist das Ziel religiösen Verhaltens. Menschliche Unzulänglichkeit ist eine grundlegende und kulturübergreifende Erfahrung, die mit der bloß relativen Angepaßtheit aller Organismen zusammenhängt. Die bloß relative Angepaßtheit der Organismen besteht darin, daß wegen der



nicht-finalistischen Ausrichtung der Evolution Anpassungsleistungen immer erst im Anschluß an die im Detail nicht vorhersehbaren Umweltveränderungen möglich sind und daß die im Genotyp gesammelten Anpassungsleistungen nur immer auf Durchschnittswerte, niemals aber exakt auf alle tatsächlichen Mittelwertabweichungen bezogen sein können. Aus diesen Gründen kann kein Leben konfliktfrei sein, vielmehr wird jedes Lebewesen sich immer wieder Reibungen mit seiner Umwelt ausgesetzt sehen.

- b.) Ein weiteres Konstituens von Religiosität besteht in der Fähigkeit des Menschen, sich höhere, vom Menschen nur sehr bedingt zu beeinflussende Kräfte, ob als magische Mächte oder als personifizierte Gottheiten, vorstellen und auf diese Vorstellungen sehr intensiv reagieren zu können. Diese Fähigkeit kann ethologisch wohl nur im Kontext des Phänomens der Höherdifferenzierung verstanden werden. Die wahrnehmungs- und antriebspsychologisch belegbare Tendenz der Evolution, günstigere Niveaus des Überlebens zu suchen, ist hier mit Hilfe der aktiven Gestaltungsfähigkeit des Menschen in ein Extrem gesteigert worden, zum Inbegriff des Wünschbaren wie zum Inbegriff des zu Meidenden. In einer Vermischung von ethologischer Terminologie und christlicher Theologie ließe sich sagen: Gott und Satan sind die positiv wie negativ vollkommensten „übernormalen Objekte“, die der Mensch sich vorstellen kann.
- c.) Die dritte Komponente ist das antriebsbezogene Komplement zur zweiten Komponente, die primär den Wahrnehmungsaspekt der Höherdifferenzierung beachtete. Es ist der elementare und andauernde Wunsch des Menschen, seine Situation zu verbessern, oder doch wenigstens das Bestreben des Menschen, einer als positiv empfundenen Situation Dauer zu verleihen. Hier liegt die ethologische Basis dafür, daß – wie *Friedrich Nietzsche* es meint – alle Lust „tiefe, tiefe Ewigkeit“ wünscht (1884, 471) und daß – nach Schillers Formulierung – der Mensch die Hoffnung nicht aufgeben möchte und sie selbst am Grabe nicht aufgibt (*Fr. Schiller*, Hoffnung. In: *Schillers Werke* Bd. I, 215).

Diese Komponenten waren es, die das Kind den Erbkönig konstruieren und erleben ließen, sie sind es, die uns nachempfinden lassen, was sich in Goethes „Erlkönig“ abspielt. Sie sind es auch, durch die kulturübergreifend und weltweit Religionen entstanden sind. In ethologischer Sicht sind es eben diese Komponenten, durch die „Gott“ in der Geschichte des Menschen existent geworden ist.

## 6. Ist „Gott“ demnach nur ein übernormaler AAM (angeborener auslösender Mechanismus), eine Attrappe im Dienste des Überlebens?

Wiederum in ethologischer Sicht ist die Frage vorbehaltlos zu bejahen. „Gott“ ist die personifizierte Form einer ins Übermaß gesteigerten Zielvorgabe, durch welche Höherdifferenzierung gesichert wird. Ein Lebewesen, das wie der Mensch auf Grund seiner besonderen Lernfähigkeit in der Lage ist, auf der einen Seite bis an die Grenzen des Unendlichen zu fragen, auf der anderen Seite sich aber durch die Erfahrung des Todes seiner deutlichen Endlichkeit bewußt werden kann, bedarf, um nicht angesichts des Todes in lähmende Apathie zu verfallen und dadurch das Überleben der menschlichen Gesellschaft zu gefährden, großer Zielvorgaben und eines proportional zur Sicherheit des Todes hohen Maßes an Hoffnungsenergien. Die große Zielvorgabe und die fast grenzenlose Hoffnung sind keine Hinweis auf die Existenz Gottes. Sie sind die auf einem hohen Lern- und Bewußtseinsniveau notwendigen Voraussetzungen für die Funktionsfähigkeit der Evolution. Sie sind zugleich das Erklärungsmodell für die kulturübergreifende Entstehung von Religiosität und Gottesglauben. Religion ist nicht Opium für das Volk, sie ist ein opiathaltiges Aktivans der gesamten Menschheit.

## 7. Ist damit „Gott“ und seine Existenz widerlegt?

*D.h. ist damit „Gott“ als möglicherweise objektives, unabhängig von unseren Wahrnehmungsschemata und unabhängig von unseren Bedürfnissen existierendes Phänomen widerlegt?*

Natürlich ist „Gott“, den ich in Abhebung von der evolutiv-funktional herausgebildeten Gottesvorstellung in Anführungszeichen setze, nicht widerlegt, weder logisch noch sachlich. Es ist zunächst nur gesagt, daß wenn die Theologen von Gott reden, sie vielfach nicht über „Gott“, sondern über Strukturen unserer Wahrnehmung und unserer Antriebe bzw. über ein Strategiemodell der Evolution reden. Über „Gott“ läßt sich mit den menschlichen Erkenntnismitteln nichts ausmachen.

Diese Erkenntnismittel sind – mindestens primär – keine theologischen Erkenntnisinstrumente, sie sind Werkzeuge für ein möglichst günstiges Überleben. Nicht „Gott“ ist widerlegt, aber wohl jede konkrete Theologie, die irgendwelche inhaltliche Aussagen über „Gott“ zu machen versucht. Auch nur der Beginn einer Aussage über „Gott“ ist bereits zuviel behauptet

und ist eine Trivialisierung des Themas. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“ (J.W. v. Goethe, Faust I, 24). Immanuel Kants Theologiekritik bestätigt sich auch evolutionstheoretisch (I. Kant 1787, 659ff.). Über „Gott“ läßt sich mit den Mitteln der Wissenschaft nichts sagen, auch nichts über seine Existenz.

**8. Aber wenn diese Entmythologisierung des „Religiösen“ auch ein Stück Aufklärung ist, die uns wissender macht und uns aus selbstverschuldeter Unmündigkeit (I. Kant, 1784) befreit, es stellen sich neue Fragen.**

Nimmt man dem Menschen, nimmt man sich durch diese „Entmythologisierung“ nicht zugleich auch ein Stück Lebensqualität, weil man sich so bestimmten Erlebnisformen verschließt und weil möglicherweise in Konflikt- und Belastungssituationen gefällige und tröstliche Antworten fehlen? Legt man mit dieser Distanzierung von einem Verhalten, das doch eine reale genetische Basis zu haben scheint, nicht sogar einen wesentlichen Faktor der Evolution lahm? Der Pädagoge hat sich zudem zu fragen, ob ein solches Maß an Aufklärung die Erlebniswelt des Kindes nicht in einer Weise entzaubert, daß die Entwicklung des Kindes Schaden nimmt.

Auf diese Fragen ist in doppelter Weise zu antworten:

- a.) Rationale, kontrollierende Distanz bedeutet keineswegs, daß die elementaren Antriebsstrukturen oder die genetisch vorgegebenen Wahrnehmungsmuster abgeschaltet werden. Kenntnisse über den Blutzuckerspiegel verhindern nicht Hunger, Kenntnisse über die Wahrnehmungspsychologischen Zusammenhänge optischer Täuschungen verhindern die Täuschung nicht. Lernabhängige Modifikationen von Antrieb und Wahrnehmung sind in der Regel eher marginaler Art.
- b.) Nachdenken, Wissen, Analysieren machen nicht fühllos, weder den Erwachsenen noch das Kind. Sie machen erst recht nicht unsensibel für Fragen, die in traditioneller Sprache „transzendental“, „metaphysisch“ oder auch „religiös“ genannt werden. Dies schon deswegen nicht, weil allein das Nachfragen - die zentrale Methode der Aufklärung - gerade erst auf Dimensionen aufmerksam macht, die in dieser Welt noch zu erfragen sind. Fragen bedeutet das Eingeständnis des Nichtwissens und das Interesse an Mehrung von Wissen und Einsicht. Aber eben in diesem Frageprozeß wird erst deutlich, wie gering unser faktisches Wissen und wie begrenzt unser mögliches Wissen ist. In eben diesem Frageprozeß und mit diesem Frageprozeß eröffnen sich und

wachsen Räume, in denen viel Platz ist für Staunen und Ehrfurcht und wohl auch für viele Hoffnungen.

Das Maß des menschlichen Nichtwissens, gemessen an dem mutmaßlichen Maß des Wißbaren oder wenigstens des Fragbaren, ist insoweit ein „transzendierender“ Hinweis, als der Mensch offensichtlich nicht das Maß aller Dinge ist, vielmehr lediglich ein Subsystem in einem größeren, vom Menschen weder nach Umfang noch nach Art erfaßten System. In dieser Hinsicht ist das Nichtwissen des Menschen, durchaus von der Spitze der Wissenskumulation her gedacht, faszinierender als sein Wissen. Es ist schon deswegen faszinierender, weil es uns davor schützen kann, irgendetwas als in jeder Hinsicht bekannt, als trivial und als nicht weiter erstaunlich anzusehen.

*Wie groß ist unser Unwissen?*

Die Frage ist selbstverständlich nicht zu beantworten, weil wir die Summe des Wißbaren kennen müßten, um die Differenz zwischen Wissen und Nichtwissen bilden zu können. Allein schon die noch junge Geschichte des Menschen legt nahe, daß der Mensch in kosmologischer Dimensionierung noch völlig an den Anfängen seiner Wissensgeschichte steht (vgl. *M. Liedtke* 1990, 37).

Dieses Wissensdefizit zeigt sich auch in der frappierenden Erfahrung, daß auf dem bisherigen Weg der menschlichen Erkenntnisgewinnung die Zahl der offenen Fragen – mindestens im Sinne der Sensibilisierung für Fragen und der Möglichkeit zielgerichteter Fragen – mit dem Wissenswachstum nicht abgenommen, sondern zugenommen hat. Blaise Pascal hat diese Erfahrung mit dem Bild des Luftballons illustriert. Der Luftballon soll das Wissen darstellen, der umgebende Raum das Nichtwissen. Vergrößerung des Ballons bedeutet nach diesem Bild zwar Wachstum des Wissens, es bedeutet aber zugleich, daß die Grenzen, die Kontaktstellen zum Nichtwissen größer werden.

Wollte man diesen Verlauf in einem Koordinatensystem darstellen, in dem auf der Abszisse das Wissen, auf der Ordinate die Anzahl der offenen Fragen aufgetragen werden, würde die Kurve bis in die Gegenwart einen exponentiellen Charakter haben (Abb. 1).

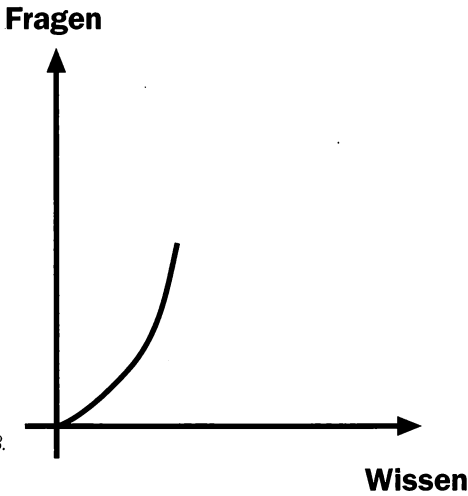


Abb. 1: Erläuterungen  
im Text zu Abschnitt 8.

Der weitere Verlauf der Kurve läßt sich nicht prognostizieren. Er hängt davon ab, ob das System endlich oder unendlich ist. Bei einem endlichen System müßte die Kurve allmählich flacher werden und schließlich abfallen, d.h. es würde nur noch das Wissen wachsen, nicht mehr die Zahl der offenen Fragen (Abb. 2).

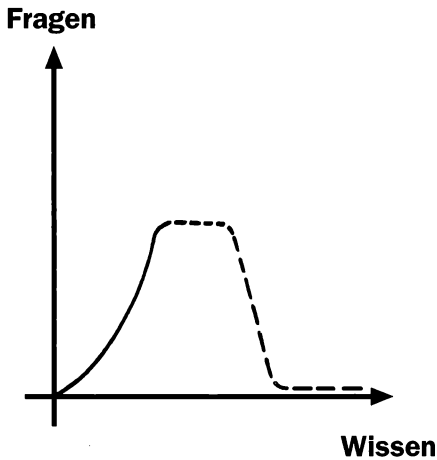


Abb. 2: Erläuterungen  
im Text zu Abschnitt 8.

Die Zahl der offenen Fragen ließe sich aber niemals auf Null absenken, weil auch im Prozeß der Erkenntnisgewinnung der 2. Hauptsatz der Thermodynamik gilt und schließlich die Entropie größer ist als das Maß der Erkenntnisgewinnung. Informationstheoretisch bestätigt sich diese Aussage, als jeder systemimmanente Erkenntnisprozeß schließlich zu selbstreferenten Aussagen und damit zu Paradoxa oder zu unentscheidbaren Problemen führt (Diskussionsbeitrag *W.L. Fischer*). Erst recht ist uns keine Aussage über das Gesamtsystem möglich, weil wir selbst ein Teil des beobachteten Systems sind und keinen Standpunkt außerhalb des Systems einnehmen können. Aus diesem Grunde ist es uns auch nur möglich, Aussagen über Erscheinungsform und Funktionszusammenhänge der Teile des beobachtbaren Systems zu machen. Aussagen über das Gesamtsystem sind nicht möglich. Deswegen ist auch keine systemüberschreitende Aussage über den Sinn des Daseins möglich. Gerade die unbeantwortbare Frage nach dem Sinn des Seins - nicht nach den bloßen Funktionszusammenhängen der Dinge - ist das faszinierende Zentrum, das schwarze Loch unseres Nichtwissens, zugleich der deutlichste Hinweis, daß wir nicht alles sind.<sup>2</sup>

**9. Bedeutet dies eine Revitalisierung, eine späte Wiederrechtfertigung von Theologien oder gar eine Legitimation des New Age und fundamentalistischer Religionen? Ist dies das Ende der Aufklärung?**

Sicher alles dies nicht.

Wenn man auch nur das Beispiel der christlichen Kirchen heranzieht, wird man zwar zugestehen müssen, daß kaum eine andere Institution solche hervorragenden Beispiele an Selbstaufopferung, an Nächstenliebe und an Feindesliebe in die menschliche Gesellschaft eingebracht hat wie die Kirchen. Aber es ist ebenso wahr, daß auch kaum eine andere Institution durch ihre – zeitweilige – fundamentalistische Selbstsicherheit und Intoleranz soviel Elend, soviel an Krieg und Nachstellungen in unsere Geschichte gebracht hat. Kaum eine andere Institution hat wie die Kirchen, obwohl sie Trägerin des Bildungswesens war, die Wissenschaftsentwicklung so behindert, kaum eine andere Institution hat sich über Jahrhunderte so der Manipulation von Individuum und Gesellschaft schuldig gemacht wie die Kirchen.

Es mögen unterdessen andere Religionsgemeinschaften wie etwa Gruppen des Islam verstärkt in die Fehler verfallen, von denen die christlichen Kir-

chen sich bereits seit der Aufklärung – wenn auch keineswegs durchgängig erfolgreich – zu befreien versuchen. Selbstsicherheit, die unbeirrte Sicherheit des Glaubens, die eben auch menschenzerstörende Züge annehmen kann, ist offensichtlich die besondere Gefährdung aller Religionsgemeinschaften.

Es besteht immer die Gefahr, daß der Mensch die Spannung unbeantworteter Fragen nicht aushält und sich zu schnelle Antworten auf in der Tat elementare Bedürfnisse gibt. Mir erscheint die Geschichte der Religionen wie die Geschichte voreiliger und vielfach mit missionarischer Sicherheit vertretener Antworten. Die Glaubenssicherheit steht im Widerspruch zur Naturgeschichte des Lernens, zum geschichtlichen Verlauf des Wissenserwerbs wie auch im Widerspruch zur Erweiterung des Horizontes offener Fragen.

Aufklärung als das Setzen auf Lernen, als das Offensein für Fragen und für neue Antworten ist eine dem Prozeß der Evolution angemessenere Verhaltensform. Sie bedeutet schon wegen der genetisch vorgegebenen Wertungs- und Wahrnehmungsstrukturen weder eine moralische noch intellektuelle Beliebigkeit, aber sie muß wegen der unterschiedlichen Art und Tiefe der Lernerfahrungen eine breite interindividuelle Varianz des Denkens und des Verhaltens der Menschen einkalkulieren und tolerieren. Sie ist eine Strategie, in Kenntnis der Vorläufigkeit und damit immer auch der partiellen Irrigkeit unseres Wissens, Irrtümer zu minimieren, selbst wenn sie dafür neue Fragen in Kauf nehmen muß.

Antworten zu suchen, aber das Fragen nicht abzubrechen, oder – sofern der Handlungsdruck es nicht anders gestattet – doch wenigstens die Fragehaltung auf keinem Antwortniveau aufzugeben, ist die elementare Funktion von Lernen. Andernfalls wäre Lernfähigkeit ohne Funktion und ohne Sinn.

Aufklärung heißt lernen, heißt fragen, soweit wir nur können, heißt sich bewußt bleiben, wie wenig wir wissen. Aufklärung heißt aber wohl auch schweigen über das, was wir nicht wissen, und die Hoffnungen der Menschen nicht durch unkontrollierte Emotionalismen einholen zu lassen, ansonsten in gespannter Ruhe zu warten, ohne der Welt durch vorschnelle Antworten die Tiefe zu nehmen.

*Pedanterie und die Lust an verfremdender Interpretation könnten noch zu einer weiteren Frage drängen:*

**10. Hat der Vater in Goethes Erlkönig sich richtig verhalten?**

Bleibt man auf der bloßen – von *Goethe* nicht intendierten – Erzählebene, wäre selbstverständlich Kritik am Verhalten des Vaters angebracht. Die aufklärerische Reaktion auf die Fieberphantasien des Sohnes zeigt, daß der Vater die medizinischen Zusammenhänge nicht erfaßt hatte. Man kann Fieberphantasien nicht mit verbalen Belehrungen bekämpfen. Fieber-senkende Wadenwickel wären – auch auf einem solchen Ausritt – die zeit-genössisch möglichen und effektiveren Gegenmittel gewesen. Nicht Pädagogik war primär gefragt, sondern Medizin, nicht Belehrung, sondern Therapie.

Aber auch auf der Ebene des Paradigmas ließe sich beckmessen, daß eine bloß verbalisierende und sich lediglich auf das Urteil des Lehrers stützende Belehrung noch nicht das Niveau der Aufklärung, die durch eigenes belegbares Urteil mündig machen soll (vgl. *I. Kant* 1784), erreicht hat. Selbst wenn man den Vertrauensvorschuß, den das Urteil des Vaters auf Grund zahlreicher positiver Erfahrungen auch in den Augen des Kindes vor der eigenen Wahrnehmung haben mag, in Rechnung stellt, hier steht zunächst die Wahrnehmung des Kindes gegen eine unbelegte Behauptung des Vaters. Das Anspruchsniveau der Aufklärung wäre erst erreicht, wenn das Kind die Möglichkeit gehabt hätte, sich durch konkrete Anschauung von der Irrigkeit seiner Wahrnehmungen zu überzeugen, wenn der Vater vielleicht frühzeitig innegehalten hätte, daß das Kind den Nebel des Waldes hätte spüren, die Weiden als Weiden hätte anfassen können. Gerade im Sinne der Aufklärungspädagogik, die unentwegt auf das Prinzip der Anschauung setzt, hat der Vater in *Goethes Erlkönig* nicht aufgeklärt, er hat verbalisiert und Behauptungen aufgestellt.

Hätte das Kind also bei adaequatem Verhalten des Vaters gerettet werden können? Aber was soll so eine Frage! Hier wird Aufklärung flach, und die Instrumente rationaler medizinisch-pädagogischer Analyse werden zu untauglichen Werkzeugen. Natürlich hätte *Goethe* das Drama durch eine Wadenwickel entschärfen können oder durch kluge Anwendung der methodischen Grundsätze des Anschauungsunterrichts.



Aber das Drama des menschlichen Lebens besteht einmal gerade darin, daß der Tod unausweichlich ist und schließlich alles menschliche Wissen und Bemühen hilflos wird. Irgendwann erreicht man den Hof nicht mehr lebend. Die Todesursache ist meist eine Kleinigkeit, fehlende Hilfe, falsche Ernährung, ein schlichter mechanischer Verschluß, ein Durchbruch, ein fehlerhafter Chemismus, immer ein – als einzelnen Faktor gesehen – eigentlich zu vermeidender Grund. Das ist die Höhenlinie der Ballade. Der scheinbar zu vermeidende, aber weder faktisch noch theoretisch wirklich zu vermeidende Grund ist schon ein Stück Erlkönig. Das Drama des menschlichen Lebens besteht zum zweiten darin, daß Aufklärung im Sinne einer bloß rationalen Interpretation der Welt scheitern muß und die elementaren biologisch vorgegebenen Antriebsstrukturen und Wertungsmuster dominieren. Aufklärung kann deswegen nur immer gradueller Natur sein. Die aufgeklärte Gesellschaft, den aufgeklärten Menschen wird es nicht geben können. Der Erlkönig wird in vielen Formen überleben und mit im Spiel sein, besonders in den Extremsituationen des menschlichen Lebens.

Anmerkungen

- 1 Ein Vorabdruck dieses Beitrages, den ich Professor Dr. *Heinz G. Rosenbusch* zur Vollendung des 60. Lebensjahres gewidmet habe, befindet sich in der Pädagogischen Rundschau 1992, H. 46, 69-82. Frankfurt a.M.
- 2 Theologiegeschichtlich findet man Ansätze zu dieser Argumentation in der von Dionysius, dem Pseudo-Areopagiten, entwickelten sogenannten „negativen Theologie“ (vgl. *Brugger, W.* 1950, 209). Einen Höhepunkt hat diese „negative Theologie“ in der „De docta ignorantia“ (Gelehrte Unwissenheit, 1440) des *Nikolaus von Kues* (1401–1464) gefunden.

Literaturverzeichnis

BAUER, J. u.a. (Hrsg.) (1972): Lyrik interpretiert. Hannover.  
BRUGGER, W. (Hrsg.; 1950): Philosophisches Wörterbuch. Freiburg.  
EIBL-EIBESFELDT, I. (1969): Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung. München.  
EIBL-EIBESFELDT, I. (1984): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. München, Zürich.  
GOETHES WERKE, IIamburger Ausgabe (1958<sup>1</sup>; 1948<sup>1</sup>). Bd. I. Hamburg.  
GOETHE, J.W.v. (1978): Faust. Kommentiert von Erich Trunz. München.  
HARTUNG, E. (Hrsg.; o.J.): Goethes Gedichte. Über allen Gipfeln. Ebenhausen.  
HIRSCHENAUER, R. u. Weber, A. (Hrsg.; 1968): Wege zum Gedicht. Bd. II. Interpretation von Balladen. München, Zürich.

- KANT, I. (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Zitiert nach: I. Kant, Ausgewählte kleine Schriften. Hamburg 1969.
- KANT, I. (1787): Kritik der reinen Vernunft.
- LIEDTKE, M. (1976): Evolution und Erziehung. Ein Beitrag zur integrativen Pädagogischen Anthropologie. Göttingen. 1972. 2. Auflage 1976.
- LIEDTKE, M. (1990): Umwelterziehung. Kognitive und emotionale Voraussetzungen. In: Schmirber, G. (Hrsg.): Umwelterziehung als Bildungsaufgabe. 25–45.
- NIETZSCHE, Friedrich (1884): Also sprach Zarathustra. Zitiert nach Ausgabe Kröner Verlag, Leipzig. 239–263. Tausend.
- NIKOLAUS VON KUES (1440): De docta ignorantia.
- PESTALOZZI, J.H. (1927ff.) Sämtliche Werke. Berlin.
- ROCK, I. und PALMER, St. (1991): Das Vermächtnis der Gestaltpsychologie. In: Spektrum der Wissenschaft. Heft 2, 1991, 68–75.
- SCHILLER, Fr. (1945): Schillers Werke, Bd. I: Gedichte, Basel.
- UNTERRICHTSHILFEN (1985): Deutsche Sprache und Literatur. Lesen und Literatur. Klasse 6. Volk und Wissen Volkseigener Verlag, Berlin.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1995

Band/Volume: [1995](#)

Autor(en)/Author(s): Liedtke Max

Artikel/Article: [Woran ist das Kind in Goethes "Erkönig" gestorben? - Anmerkungen über die Entstehung von Religionen und über die Existenz "Gottes" 133-150](#)